



Shelly Kupferberg

Isidor

Ein jüdisches Leben

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
des Diogenes Verlags, Zürich
Copyright © 2022 Diogenes Verlag AG, Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung:
GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2022
ISBN 978-3-7632-7422-2

Inhalt

Isidor

Ein jüdisches Leben 7

Dank 245

Stammbaum der Familie Geller 249

Isidor
Ein jüdisches Leben

Mein Urgroßonkel war ein Dandy. Sein Name war Isidor. Oder Innozenz. Oder Ignaz. Eigentlich aber hieß er Israel. Doch dieser Name war zu verräterisch. Also Isidor oder Innozenz oder Ignaz. Er war ein Emporkömmling, exzentrisch, ein Parvenü, ein Multimillionär, hier und da ein Hochstapler, ein Mann der Tat und von Welt, er war eigensinnig und voller Stolz. Wie sonst lässt sich sein Aufstieg aus dem hinterletzten ärmlichen Winkel Ostgaliziens bis in die k. u. k. Metropole Wien zum Kommerzialrat und wirtschaftlichen Berater des österreichischen Staates erklären? Wie sonst hätte er sich aus Lokutni – Lokutni bei Tlumacz, Tlumacz bei Kolomea, Kolomea bei Lemberg – ganz nach oben hangeln können? Bis zu dem Tag, als Menschen wie er ausgelöscht werden sollten.

Isidor. Wer war er, woher sein unbedingter Aufstiegswille, was prägte ihn, wer prägte ihn? Woher kamen die Seinen, womit beschäftigten sie sich, was prägte sie – und welchen Weg gingen sie allesamt?

Isidors Geschichte und die derjenigen, die ihn umgaben, zusammengesetzt aus Bruchstücken, Überlieferungen, Recherchen und Dokumenten – sie sei hier erzählt.

Zurück in Wien / Korrespondenzen

Wien macht auf mich einen sonderbaren und etwas zwiespältigen Eindruck. Einerseits war ich irgendwie erschüttert, dass sich so wenig geändert hat, dass die Häuser und Umgebung die gleichen geblieben wie vor all den welterschütternden Ereignissen – obwohl man das ja weiß, ist es doch etwas anderes, wenn man es greifbar vor sich sieht. Andererseits bin ich zweifellos nach 18 Jahren von allem etwas entfremdet – ein sonderbares Gefühl! Ich sitze jetzt im Café Bauernfeldt am Bauernfeldtplatz, wo ich 19 Jahre lang wohnte, irgendwie ist es eine gewisse Befriedigung, wieder da zu sein, wo man mich auf ewig zu vertreiben hoffte.«

Ich lese die Briefe, die mein Großvater Walter 1956 von der ersten Reise nach dem Krieg in seine Heimatstadt Wien an seine Frau Alice nach Tel Aviv geschickt hat. Zwei Monate lang war er unterwegs, mit seinem engen Wiener Freund Heinz, der, wie Walter, nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland nach Palästina geflohen war.

Walter trat in diesem Frühjahr 1956 eine aufwühlende und schwierige Reise an. Er schrieb jeden zweiten Tag nach Hause, um ausführlich über Erlebtes und Beobachtetes zu berichten. Die Briefe dokumentieren nicht nur seinen Aufenthalt in Wien, sondern auch das Ringen um eine Entscheidung, die so existenziell wie wegweisend war. Sollte er – der mit dem Land, das ihn vor den Nazis gerettet und ihm Zuflucht geboten hatte, so haderte – nach Wien zurückkehren oder in Israel bleiben? Zwei Kinder hatte er inzwischen, beide echte *Sabres*, wie man die in Israel Geborenen nennt.

Seine Briefe offenbaren, wie er in den ersten Tagen und Wochen zwischen tiefer Trauer, Nostalgie und Euphorie schwankt. »... *wenngleich das eigenartige Gefühl zwischen Wehmut und Grauen noch nicht weichen will*«, so schreibt er.

Doch langsam findet er in sein altes Leben zurück, findet mehr und mehr Gefallen an der Atmosphäre der sich wieder aufrappelnden Kulturmetropole Wien. »*Gestern waren wir in der Volksoper und sahen eine ausgezeichnete Aufführung der Operette ›Der Vogelhändler‹ von Carl Zeller. Die alten Schlager gingen ans Herz. Es war ein altes Stück Europa.*«

Die politische Auseinandersetzung mit dem ge-

schehenen Naziunrecht scheut er dabei nicht, befragt zurückgekehrte Wiener Juden, die sich im Kaffeehaus Koralle in der Porzellangasse treffen (an dessen Eingang im März 1938 das Schild hing: »Juden und Hunden ist der Eintritt verboten«), über den Antisemitismus und diskutiert mit alten Schulkameraden bis in die Morgenstunden über jene Jahre – darunter sind auch ehemalige Nazis. Über die Gespräche mit ihnen bemerkt er: *»Es ist eine solche Genugtuung, den Leuten einmal alles ins Gesicht sagen zu können, dass das schon allein die Reise wert ist.«*

Siebzig Jahre lang schlummerten diese Briefe in der Tel Aviver Wohnung meiner Großeltern auf dem Hängeboden. Jetzt, da ich sie in den Händen halte, werden all die Geschichten, die man sich in der Familie immer wieder erzählt hat, wach. Ich beginne, diese Briefe zu lesen, versuche zu rekonstruieren, was für ein Leben meine Vorfahren gelebt haben, was für rasante persönliche und gesellschaftliche Entwicklungen sie durchgemacht haben – und wie schmerzlich alles, was sie sich mühselig und kühn erarbeitet hatten, von einer Sekunde auf die andere zunichtegemacht wurde. Bevor dann *sie* zunichtegemacht werden sollten.

Mein Großvater Walter nutzte auf seiner alles andere als einfachen Reise im Jahr 1956 jede Se-

kunde, um Wien und die mitteleuropäische Kultur förmlich einzusatmen. »*Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt!*«, zitiert er in seinen Briefen Gottfried Keller und schildert akribisch seine vielfältigen kulturellen Aktivitäten.

Er scheint an das geistige, kulturelle und gesellschaftliche Leben anknüpfen zu wollen, mit dem er so selbstverständlich aufgewachsen war. Er geht jeden Abend ins Theater oder in die Oper. Tagsüber trifft er alte Schulkameraden, nicht jedoch, ohne einen Museumsbesuch in sein Tagesprogramm einzubetten. Es dürstet ihn nach Kultur, nach der deutschen Sprache, nach den Orten seines Heranwachsens, er wandelt auf den Spuren seiner Prägungen. Es gilt, achtzehn Jahre wieder aufzuholen, die achtzehn Jahre seit seiner Vertreibung durch die Nazis.

»Samstag Abend waren wir mit Weber und Riestter beim Heurigen im Grinzing, bei den Schrammerln, und unterhielten uns glänzend bis zwei Uhr nachts! Heinz sang alle obersteierischen Lieder. Weber und Riestter sind wohltuende Beispiele dafür, dass man auch unter Hitler ein anständiger Mensch bleiben konnte. Ich gebe zu, dass diese Menschen Ausnahmen in Wien sind.«

Regelmäßig befragt er sich während seines Wien-

aufenthalts kritisch, ob seine humanistische Bildung noch *state of the art* sei. Konnte er sie in der Ferne, im Exil – unter der grellen Sonne des Orients, fern von barocken Prachtbauten, monarchisch geprägten Institutionen, Lehrern aus der Kaiserzeit – aufrechterhalten, gar ausbauen, um sich in seiner eigentlichen Heimat Jahre später behaupten zu können?

Ich erinnere mich an meinen Großvater, der sich in meiner Kindheit und Jugend oft in Europa aufhielt, stets mit Hut, Krawatte, weißem Hemd und ordentlichem V-Ausschnitt-Pullover darüber, mit Mantel und lederner Aktenmappe. Er hatte die Kultur seiner Heimat mit in den Nahen Osten exportiert, um sie Jahre später wieder dorthin zurückzutragen. Als Gelehrter aus dem Morgenland, aber mit durch und durch abendländischen Wurzeln. Bewegte er sich in Wien anders als in Tel Aviv?

Die Flucht hatte ein unfreiwilliges Hybrid aus ihm gemacht, er war, so wirkte es auf mich, mühelos in zwei sehr unterschiedlichen Umgebungen und Kulturen, Sprachen und Mentalitäten unterwegs. Aber wirklich berühren konnte ihn nur das alte Europa. »Ich kam nicht aus Zionismus, sondern aus Österreich!« Er wurde nicht müde, diesen Leitspruch zu wiederholen. Aus Wien schrieb

er euphorisch: »Kultur, Politik, Tradition, Europa, Umgebung, Neutralität – es ist ein großer Jux. ... Österreich ist eben doch lange keine Provinz wie Israel.«

Als er in diesem Frühjahr 1956 voller Sehnsucht die immer noch so vertrauten Pfade seiner Kindheit und Jugend abließ – wie sehr haben ihn die grausamen Geschichten der letzten Monate in Wien eingeholt, vor seiner Flucht nach Palästina? Die Demütigungen, die Verfolgungen, die Schmährufe, die Angst, die er 1938 als Neunzehnjähriger empfand, als die Nazis siegessicher in Wien einmarschierten und mehr als willkommen geheißen wurden? Als die große, lebhafteste Metropole ihre hässliche Fratze offenbarte und im Handumdrehen zu einer spießigen deutschen Stadt wurde, unter dem Beifall ihrer Einwohner?

Den letzten Monat vor der Ausreise im Sommer 1938 verbrachte Walter bei seinem Onkel Isidor. Nach der Verhaftung durch die Nazis am Tag des »Anschlusses« war Isidor wieder auf freiem Fuß, konnte es aber nicht mehr ertragen, allein in seiner Wohnung zu sein. Der einst herrische Mann war bis ins Mark erschüttert. Er hatte Angst. Walter zog also bei ihm ein und half dem Onkel, die Tage und Nächte zu überstehen. Und so lernte der junge Mann seinen Onkel noch mal von einer ganz ande-

ren Seite kennen. Ihn, den »gemachten Mann«, zu dem der Rest der Familie aufschaute. Isidor wurde bewundert für das, was er geschafft hatte. Nicht von allen, das versteht sich: Neider gab es überall, allen voran seine Bediensteten, die sich, als es darauf ankam, als Antisemiten und niederträchtige Verräter offenbarten.

Wie sehr hat sich Walter 1956, bei seinem ersten Besuch in Wien, wohl an all die Geschichten erinnert, die sich in seiner Familie abspielten, bevor die Nazis seine Welt zusammenbrechen ließen, ihn zum ersten Mal sterben ließen, wie er später sagen würde? Wie sehr ragten die düsteren Schatten jener Tage in die Wiederbegegnung mit seiner Heimatstadt hinein? War es überhaupt noch seine Heimatstadt? Was wollte er sehen, was nicht?

Ich suche nach Antworten, versuche, diese Lebenswege zu rekonstruieren. Alles, was uns unser Großvater über seine Kindheit und Jugend in Wien erzählt hat, über seine Flucht vor den Nazis, den Schmerz und die Wut, die Trauer um diejenigen, die es nicht geschafft hatten, sich zu retten – all die Anekdoten über Verwandte, die kleinen und großen Geschichten versuche ich zu einem Ganzen zusammenzusetzen und begeben mich auf die Suche nach Zeugnissen aus jener Zeit. Dabei stoße ich immer wieder auf ihn: den schillernden Onkel Isidor.

Ein Lebemann, der laut Familienüberlieferung nie geheiratet haben soll und keine Kinder hatte. Wenig ist von ihm geblieben. Nur ein großer Silberbesteckkasten samt Inhalt für 24 Personen. Wer das reich verzierte, schwere Besteck wohl alles einst in den Händen hielt? Onkel Isidors regelmäßige Bankette waren eine Institution in Wien. Das Besteck ist ein stiller Zeuge des großbürgerlichen Anspruchs eines Mannes, der davon überzeugt war, dass ihm inmitten der guten Wiener Gesellschaft keiner etwas anhaben konnte.

Je mehr ich mich mit meinem Urgroßonkel befasse, je mehr Fragmente und Informationen ich in den unterschiedlichsten Archiven über ihn finde, desto klarer wird mein Bild einer ungewöhnlichen Persönlichkeit und einer zunächst unaufhaltsamen Aufstiegsgeschichte. Ich setze Puzzleteil für Puzzleteil zusammen: die Geschichten meines Großvaters, Akten, Fotos, alte Dokumente und Familienbriefe aus den 1910er-, 20er-, 30er- und 40er-Jahren, mache mich auf die Suche nach seinem Nachlass – und finde in den Archiven, zumindest auf dem Papier: Kunst, eine ausufernde Bibliothek, kostbares Interieur, Wertsachen, zahlreiche von den Nazis gestohlene Dinge – und zwei Eheringe. War der Onkel also doch verheiratet, oder waren die Eheringe möglicherweise Erbstücke? Im Zuge

meiner Recherche halten einige kleine Gegenstände größere Überraschungen für mich bereit. Und Geschichten. Jede Menge Geschichten.

Aber zurück zu Walter nach Wien, im Jahr 1956. Nach einigen Wochen gibt er sich einen Ruck und sucht die Wohnung am Bauernfeldtplatz auf, in der er seine ersten neunzehn Lebensjahre verbracht hat. Die Wiederbegegnung mit seinem alten Wohnhaus wird ihm die Augen öffnen und die Weichen für seine Zukunft stellen. Zunächst liest er den Klingelschildern ab, dass von seinen ehemaligen Nachbarn – fast allesamt jüdische Familien – niemand mehr hier wohnt. Die Hauswartsfamilie jedoch ist noch dieselbe wie vor dem Krieg. Nur, dass sie nicht mehr im ersten Stock des Hauses logiert, sondern im dritten Obergeschoss. Das macht ihn stutzig.

Als er bei dem Ehepaar klingelt, öffnet die Hauswartsfrau die Wohnungstür und erkennt Walter sofort. Kreidebleich ruft sie in die Wohnung hinein: »Der Jud' is wieda doa!« Worauf ihr Mann rüde antwortet: »Sag koa Wort!« In den wenigen Sekunden, ehe sie die Tür vor Walters Nase zuschlägt, kann er einige Möbel seiner Eltern und ehemaliger Nachbarn ausmachen.

Walters Wienbesuch ist beendet. Seine Entscheidung gefallen.